

GUNTER MAHLERWEIN

Mennonitische Landwirte als Agrar-Pioniere in der Pfalz

„Die Pfalz fasst einen Teil des Gebietes in sich, wo der deutsche Ackerbau den Culminationspunkt seiner Vollkommenheit erreicht.“ Dieses hohe Lob über die pfälzische Landwirtschaft stammt nicht von einem einheimischen Lokalpatrioten, sondern von Alexander von Lengerke, der in einem großen zweibändigen Werk unter dem Titel „Landwirtschaftliche Statistik der deutschen Bundesstaaten“ im Jahr 1840 den Zustand der Agrarökonomie im damaligen Deutschen Bund zusammenfasste. Das Gebiet, das Lengerke meint und von dem die heutige Pfalz, der damalige bayerische Rheinkreis, nur einen Teil darstellt, ist das, was im Sprachgebrauch um 1800 als „die Pfalz“ galt, eben die heutige Pfalz, das heutige Rheinhessen und die rechtsrheinische Pfalz, heute ein großer Teil Nordbadens. Diese Regionen, die einst zum überwiegenden Teil zur Kurpfalz zählten, hatte schon 1816 der Agrarschriftsteller Johann Nepomuk Schwerz bereist und in seinen *Beobachtungen über den Ackerbau der Pfälzer* beschrieben. Mit seinem vielgelesenen Bericht über Besuche bei Landwirten, die nach seiner Meinung erfolgreich wirtschafteten und deren landwirtschaftliche Praxis er detailliert beschrieb, machte Schwerz die Pfalz unter Experten weit über Deutschland hinaus als eine der fortschrittlichsten Agrarregionen ihrer Zeit bekannt. Der auszugsweise Abdruck von Schwerz' Bericht in vielen deutschsprachigen und sogar französischen Zeitschriften zeigt das. Selbst Lengerke bezog sich 26 Jahre später mit seiner Einschätzung auf Schwerz, der übrigens später Gründungsdirektor der landwirtschaftlichen Lehranstalt Hohenheim wurde und ein wichtiges Handbuch zur Theorie und Praxis der Landwirtschaft verfasste.

Der gelehrten Welt, die sich im 18. Jahrhundert für Landwirtschaft zu interessieren begann, war die Sonderstellung der Pfalz schon länger bekannt. So beschrieb der Aufklärer Christian Dohm in der Zeitschrift *Deutsches Museum* im Jahr 1778 die Pfalz als eines „der ergiebigsten und bevölkertsten (...) unter den deutschen Landen“, der Boden sei vortrefflich und die Lage an Rhein und Neckar verschaffe einen guten Absatz. Der „Pfälzer Landbauer“ ziehe „aus seinem Boden weit mehr Produkte, als in anderen deutschen Ländern gewöhnlich“ sei. Die „Mennonisten“ in der Pfalz beurteilt Dohm als die „ohne Zweifel vollkom-

mensten Landbauer in Deutschland.“¹ Sie hätten schon über mehrere Generationen die „Grundsätze, die in anderen Ländern (...) noch in der Untersuchung sind (...) und nur erst theoretisch empfohlen werden“, in die Praxis umgesetzt und damit viel Erfolg gehabt.

Nicht alle Zeitgenossen der mennonitischen Agrarpioniere sahen deren Wirken so positiv wie die gelehrten Schriftsteller. „Ja! Der glaubt uns etwas zu lehren; allein, wenn ewiger und türkischer Klee bei uns wachsen wollten, so hätten wir auf ihn nicht gewartet. Unsere Väter verstanden das Handwerk auch!“² Mit diesen Vorbehalten der alteingesessenen Bauern hatte der kurz nach 1800 in das rheinhessische Wintersheim zugewanderte mennonitische Landwirt Christian Dettweiler zu kämpfen, als er begann, seinen neuen Besitz mit bis dahin vor Ort nicht bekannten landwirtschaftlichen Methoden zu bewirtschaften. Dieses auch von Schwerz überlieferte Zitat zeigt, dass bei der Durchsetzung von Innovationen immer mit Pionieren auf der einen, Widersachern auf der anderen Seite zu rechnen ist. Innovation kann verstanden werden als freiwilliger Bruch mit Gewohnheiten durch die Anwendung neuer Verfahren oder Objekte. Ihr liegt eine überlegte, individuell durchgeführte Vorgehensweise zugrunde, die als Resultat einer in die Praxis umgesetzten Idee auch ein gewisses Risiko hinsichtlich ihrer Effizienz beinhaltet. Die Forschung interessiert sich weniger für die Erfindung oder Entdeckung einer Neuerung, sondern vielmehr für ihre Durchsetzung. Daher geraten neben der Neuerung selbst die Wege, die Geschwindigkeit und die Akteure ihrer Verbreitung in den Blick.

Die Innovation kann in verschiedenen Bereichen stattfinden: 1) neue Produkte, 2) Weiterentwicklung bereits existierender Produkte, 3) Produktionsoptimierung durch neue Verfahren und neue Geräte. In der vorindustriellen Landwirtschaft können daher verschiedene Aktionsfelder innovativen Verhaltens beobachtet werden: 1) die Einführung neuer Kulturpflanzen, 2) verbesserte Pflanzen- und Tierzucht, verbessertes Anbausortiment, 3) Erhöhung der Bodenproduktivität durch neue Bodennutzungssysteme, veränderte Fruchtfolgen, Erschließung neuer Düngerquellen, neue Düngeverfahren und Bewässerungstechniken, Erhöhung der Arbeitsproduktivität durch verbesserte Landtech-

1 Christian Dohm: Deutsches Museum 1778, S. 101, https://archive.org/stream/DeutschesMuseum1778ErsterUndZweiterBand/Deutsches_Museum_1778_Erster_Und_Zweiter_Band#page/n111/mode/2up/search/dohm

2 Johann Nepomuk Schwerz: Beobachtungen über den Ackerbau der Pfälzer, Wien 1816, S. 257.

nik³. Die Nutzung nicht auf Sonne, Wind oder Wasserkraft basierender, sondern fossiler Energieträger und externer, also nicht dem eigenen Betriebskreislauf entnommener, künstlich hergestellter Düngemittel hat die agrarische Produktion im 20. Jahrhundert, in besonderem Maß nach 1950, revolutioniert. Der Beginn dieses Innovationsschubs ist in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts anzusetzen.

Landwirtschaftliche Innovationen

Die Schwierigkeiten der vormodernen Landwirtschaft, genügend Nahrungsmittel für die wachsende Bevölkerung des 18. Jahrhunderts zu produzieren, lassen sich letztlich auf zwei Ursachen zurückführen: zum einen der Dünger-, insbesondere der Stickstoffmangel, zum anderen – durchaus auch als Folge der Stickstofflücke zu werten – die in der agrarwissenschaftlichen Diskussion der Zeit als nachteilig diskutierte kollektive Nutzung eines Teils der Gemarkung: Die Erhöhung der Bodenfruchtbarkeit und die Individualisierung der Nutzungsformen müssen also als wesentliche Teilprozesse des Modernisierungsvorganges verstanden werden. Wege aus diesem Dilemma wurden in verschiedenen europäischen Regionen schon seit geraumer Zeit erprobt und in der agrarwissenschaftlichen Literatur auch propagiert.

Die Intensivlandwirtschaft der Niederlande scheint bereits im 16. Jahrhundert Ausgangspunkt vieler Innovationen gewesen zu sein. Hier lassen sich zuerst neue Pflanzen (Klee, Raps), die Bebauung der Brache mit Leguminosen, Kohl und Rüben in größerem Umfang, mehrjährige Fruchtfolgen und nachhaltige Verbesserungen der Arbeitsgeräte feststellen. Von den Niederlanden aus verbreiteten sich die Innovationen an den Niederrhein, nach England und nach Nordfrankreich, von England aus im 18. und frühen 19. Jahrhundert in viele europäische Regionen.⁴ An den Oberrhein kamen die Neuerungen über Einwanderer in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts: Wallonen, Holländer, Hugenotten, Schweizer Mennoniten, die bereits früh mit dem feldmäßigen Anbau hier noch weitgehend unbekannter Pflanzen experimentierten: Mais, Tabak, Hopfen, Kartoffeln, Rüben und v. a. Klee.⁵ So ist bereits

3 Gunter Mahlerwein: Artikel „Innovationen, landwirtschaftliche“, in: Enzyklopädie der Neuzeit Band 5, Stuttgart 2007, Sp. 1011-1015.

4 Mahlerwein: Innovationen.

5 Frank Konersmann: Entfaltung einer agrarischen Wachstumsregion und ihre ländlichen Akteure am nördlichen Oberrhein (1650-1850), in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 154, 2006, S. 171-216, S. 203.

1641 in Nußloch der Anbau von Mais – zeitgenössisch als Welschkorn bezeichnet – belegt, wird der für 1651 nachgewiesene Anbau von Tabak in der Schriesheimer Zent und in Seckenheim niederländischen Religionsflüchtlingen zugeschrieben und beschwerten sich 1681 wallonische Siedler in Friedrichsfeld über den Flurzwang.⁶

Die weitere Entwicklung der Agrarwirtschaft in der Pfalz wurde wesentlich in diesem Einwanderermilieu vorangetrieben. Dabei kam insbesondere mennonitischen Landwirten die Pionierfunktion bei der Durchsetzung neuer Techniken und Pflanzen zu. Als Angehörige einer nur geduldeten Minderheit, die sich zudem häufig nur vorübergehend als Pächter der großen grundherrschaftlichen Höfe in der Gemeinde aufhielten, hatten sie kein Bürgerrecht, waren aber auch von den vielfältigen Pflichten der Gemeindemitglieder befreit. Sie bewirtschafteten meist größere Flächen, die von der fortschreitenden Parzellierung nicht betroffen waren. Die Abgabenbelastung verpflichtete sie zu einer stark gewinnorientierten Betriebsführung. Von den kollektiven Zwängen einer gemeindeorientierten Landwirtschaft wenig beeinflusst, ohne lange Ortsansässigkeit und auch unabhängiger von dörflichen Gewohnheiten und Rücksichten konnten sie bei ihrer Agrarpraxis eine höhere Eigenständigkeit entfalten.

Nach ihrer Ansiedlung in der Pfalz im 17. Jahrhundert waren sie bei der Vergabe der Güter oft berücksichtigt worden, da ihnen aufgrund ihres aus ihrer religiösen Einstellung resultierenden Arbeitsethos eine gute Wirtschaftsführung und ein pünktliches Zahlen der Abgaben unterstellt wurden. Ihre Mobilität und ihr innerer Zusammenhalt verschafften den mennonitischen Beständern Vorteile in der landwirtschaftlichen Praxis, da sie über verwandtschaftliche und religiöse Beziehungen verfügten, die sich von der Schweiz bis nach Holland erstreckten. Agrarwirtschaftliche Innovationen konnten sich in diesem Kommunikationsnetz schnell verbreiten und aufgrund der Sonderstellung innerhalb der Gemeinden auch eher ausprobiert werden.⁷

Zwar sollen unter den Schweizer Migranten viele arme Familien gewesen sein, da sie ohne ihre Ersparnisse flüchten mussten und teilweise

6 Meinrad Schaab: Wirtschaft und Verkehr, in: Die Stadt- und Landkreise Heidelberg und Mannheim. Amtliche Kreisbeschreibung Band 1: Allgemeiner Teil, hg. von der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Karlsruhe 1966, S. 304-339, S. 305, 307.

7 Gunter Mahlerwein: Die Herren im Dorf. Bäuerliche Oberschicht und ländliche Elitenbildung in Rheinhessen 1700-1850, Mainz 2001, Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Abteilung für Universalgeschichte 189, S. 250-253.

von reichen niederländischen Mennoniten unterstützt werden mussten. Dass viele aber auch bereits in der Schweiz als erfolgreiche Bauern aktiv gewesen waren, legt ein Streit der Ibersheimer Mennoniten mit den Züricher Behörden um ihre Güter nahe. In Ibersheim bei Worms hatten sich nach einem längeren Aufenthalt im Elsass ab 1661 zehn mennonitische Familien aus dem Kanton Zürich niedergelassen, die das große Hofgut als Erbbeständer bewirtschafteten. Noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde der ehemalige Besitz des Täufers Hans Müller, des Vaters eines der ersten Ibersheimer Mennoniten, in der Schweiz auf fast 6000 Pfund eingeschätzt.

Die ersten nachhaltigen Erfolge in der Überwindung der Brache sind dementsprechend von mennonitischen Landwirten überliefert. Bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts sollen mennonitische Bauern im Oberamt Bretten die Sommerstallhaltung praktiziert haben. Die Agrarpraxis des bedeutendsten mennonitischen Landwirts, David Möllinger, 1709 in Dühren bei Sinsheim geboren, ist besonders gut erforscht und schon von Johann Nepomuk Schwerz, der bei seiner Reise durch die Pfalz 1814 dessen gleichnamigen Enkel besucht hatte, beschrieben worden. Der Großvater Davids, des Älteren, Ulrich Möllinger, war um 1650 aus der Berner Gegend in die Kurpfalz gekommen, zunächst als Beständer des „Mainzischen Hofgutes“ in Guntersblum, das allerdings leiningisch war, bevor er dann den Kirschgartshäuser Hof bei Mannheim übernahm. Diesen Hof hatte der Kurfürst von der Pfalz dem Grafen Karl Ludwig zu Sayn-Wittgenstein als Dank für seine Dienste als Gouverneur von Frankenthal überschrieben. Dessen religiöser Toleranz ist wohl auch zuzuschreiben, dass dieser Hof und der nahe gelegene Scharhof zu Täufertreffen genutzt wurden. Sein zweitjüngster, noch in Guntersblum geborener Sohn Vinzenz bewirtschaftete im späten 17. Jahrhundert ein Gut in Dühren, dessen Einwohnerschaft zu dieser Zeit zu einem Viertel aus Mennoniten bestand. 1710 siedelte Vincenz Möllinger, der Vater Davids, von Dühren in die linksrheinische Pfalz über, um zunächst den Nonnenhof bei Bobenheim zu übernehmen, um dann 1714 nach Eppstein bei Frankenthal zu ziehen und vier Jahre später, 1718, ein Gut in Mutterstadt zu übernehmen (Temporalbestand). Sein Sohn David pachtete nach seiner Hochzeit 1732 ein großes Hofgut in Alsheim bei Gronau, wo er bis 1744 blieb, um sich dann endgültig in Monsheim niederzulassen. Bereits in Alsheim-Gronau hatte er Bier gebraut und – wahrscheinlich unter dem Einfluss seines Schwagers, des mennonitischen Predigers und Branntweinbrenners und -händlers Christian Schumacher – Branntwein gebrannt. Das setzte er nun

in Monsheim fort, außerdem betrieb er eine Essigsiederei und eine Bierbrauerei. Mit den Brand- und Braurückständen konnte er Ochsen mästen und dadurch die in Rheinhessen bis dahin unbekannte Jauchedüngung praktizieren. Durch Versuche mit Esparsette wurde er zum Pionier des Kleebaus. Er konnte so die ganzjährige Stallhaltung einführen und die Brache überwinden. In der Umsetzung der Vorschläge der fortschrittlichsten Agronomen seiner Zeit und in seiner eigenen Experimentierfreudigkeit konnte Möllinger offensichtlich auf Erfahrungen anderer mennonitischer Landwirte in der Schweiz und in Schwaben zurückgreifen. Seine Bedeutung für die Geschichte nicht nur der rheinhessisch-pfälzischen, sondern der gesamten deutschen Landwirtschaft spiegelt sich in dem Ehrentitel „Vater des Ackerbaus“ wider, den ihm Johann Nepomuk Schwerz verlieh, und in den zahlreichen Besuchen von weitgereisten Fachleuten und Studenten in Möllingers Monsheimer Betrieb.⁸ Dem Beispiel Möllingers und anderer mennonitischer Landwirte wurde insbesondere in ihrem eigenen konfessionellen Milieu schnell gefolgt. Gerade im rheinhessischen und linksrheinisch-pfälzischen Raum sind etliche mennonitische Bauernfamilien bekannt, die die Grundzüge der Möllingerschen Agrarpraxis übernahmen.

Auch von anderen großen Gütern ist die Einführung der ganzjährigen Stallhaltung, die letztlich die Übernahme des gesamten Modernisierungsprogramms impliziert, überliefert. Johann Goswin Widder berichtet 1786 in seiner geographisch-historischen Beschreibung der Kurpfalz von einer 1774 in der Seckenheimer Gemarkung neu angelegten Meierei des Staatsrates von Stengel, der – sicher mit Hilfe der neuen Methoden – „einige hundert“ Morgen Sandfeld fruchtbar gemacht habe.⁹ Andere in der agronomischen Literatur der Zeit genannte Güter sind etwa das Landgut des Landschreibers des Oberamtes Heidelberg von Wreden in der Nähe von Neckargemünd oder das Gut des als Agrarschriftsteller mehrfach hervorgetretenen Stephan Gugenmus in Handschuhsheim.¹⁰ Die Übertragung der meist vor dem wirtschaftlichen Hintergrund der großen Bestandsgüter vorgenommenen Verbesserungen der Landwirtschaft auf die angesichts der Realerbteilung

8 Schwerz: (wie Anm. 2); Mahlerwein: Herren (wie Anm. 7), S. 158 f.; Frank Konersmann (Hg.): Das Gästebuch der mennonitischen Bauernfamilie David Möllinger senior 1781-1817. Eine historisch-kritische Edition, Alzey 2009.

9 Johann Goswin Widder: Versuch einer vollständigen Geographisch-Historischen Beschreibung der Kurfürstlichen Pfalz am Rheine Erster Theil, Frankfurt/Main/Leipzig 1786, S. 214.

10 Konersmann: Entfaltung (wie Anm. 5), S. 209.

häufig parzellierten Wirtschaften der in den Dörfern ansässigen bäuerlichen Familien stieß auf Hindernisse. Erfolgsmeldungen in der agromischen Literatur aus der *kurpfälzischen Ökonomisch-Physikalischen Gesellschaft und der Akademie* fehlen nicht: 1785 beschrieb etwa Friedrich Peter Wund, dass die „Schweizerischen Wiedertäufer“ in Eppingen im Oberamt Bretten Rotklee zuerst eingeführt und zugleich ihre „Mitbürger von dem Nutzen der Stallfütterung“ überzeugt hätten, so dass mittlerweile 500 Morgen damit angepflanzt seien.¹¹ Friedrich Casimir Medicus behauptete, um 1770 hätten bereits 136 Ortschaften in der Kurpfalz die ganzjährige Stallhaltung eingeführt, was im Einzelfall der empirischen Überprüfung nicht ganz standhält.¹² Das Idealbild eines Dorfes, das sich ganz der neuen Agrarpraxis hingibt, zeichnete Stephan Gugenmus von Handschuhsheim.¹³

In Schifferstadt und Umgebung scheint man noch nicht ganz so weit gewesen zu sein. 1772 schlug der Mosbacher Stiftsschaffner vor, das große Limburger Gut von 200 Morgen nach der Art der umliegenden Äcker der Kohllocher und Rehhütter Bauern in zwei Fluren, also in Zweifelderwirtschaft, anzubauen, die eine Hälfte mit Roggen, die andere Hälfte als Brache, die aber immerhin zu einem Drittel gedüngt und mit Tabak, Grundbirnen, Rüben und zu einem kleineren Teil mit Hanf, Flachs und Welschkorn angepflanzt werden sollte. Aus dem publizierten Teil des Hausbuches von Georg Blickensdörfer vom Kohlhof vom späten 18. Jahrhundert lässt sich ablesen, dass er über einen guten Viehbestand verfügte, auch Kleebau betrieb, aber es findet sich – zumindest in dem mir vorliegenden Ausschnitt – kein Hinweis auf Branntweinbrennerei oder Essigsiederei. Andererseits lebte zeitweise der Brenner Jakob Bergthold auf dem Kohlhof, der später eine Essigfabrik bei Dürkheim an der Haardt betrieb und dessen Sohn Daniel 1769 nach Harxheim heiratete und dort seine Landwirtschaft auch mit Hilfe von Branntweinbrennerei und Essigsiederei führte.

-
- 11 Friedrich Peter Wund: Etwas zur Geschichte der pfälzischen Oberämter überhaupt und zur ältern und neuern Geschichte und Erdbeschreibung des Oberamtes Bretten insbesondere, Vorlesungen der Churpfälzischen Physikalisch-Ökonomischen Gesellschaft, Band 3, S. 117 f.
 - 12 Friedrich Casimir Medicus: Von den wahren Mitteln der Fruchtbarkeit, in: Bemerkungen der kurpfälzischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft vom Jahre 1772, Mannheim 1773, S. 112-284, S. 279; Gunter Mahlerwein: Alsheim-HALASEMIA, Geschichte eines rheinhessischen Dorfes, Band 2: Von der französischen Revolution bis heute, Alsheim 2004, S. 56 f.
 - 13 Stephan Gugenmus: Von dem Ackerbaue des kurpfälzischen Dorfes Handschuhsheim, in: Bemerkungen der kurpfälzischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft vom Jahre 1776, Mannheim 1777, S. 65-120.

In einem Nachlassinventar der Familie Wagner vom Kohlhof von 1786 lässt sich zwar sehen, dass es sich um einen soliden landwirtschaftlichen Betrieb gehandelt hat, der in seinem Gesamtwert von 3200 Gulden weit über dem Durchschnitt lag, aber kaum als so fortschrittlich eingeschätzt werden kann wie die Höfe Möllingers oder der Ibersheimer Bauern. An „Schoor im Feld“, also an Ackerkulturen zum Zeitpunkt der Inventarerstellung, finden sich 13 Morgen Winterkorn, fünf Morgen Sommerkorn, $\frac{3}{4}$ Morgen Sommergerste, ein Morgen Spelz, ein halber Morgen Weizen, etwas Kartoffeln und Mais und vier Morgen Klee, die auf einen etwa fünfjährigen Fruchtwechsel hinweisen. Mit 25 Morgen Land entspricht das ziemlich exakt einem Drittel des zum Kohlhof im Jahr 1786 nach der Beschreibung Johann Goswin Widders gehörenden Landes, das seinerzeit in 62 Morgen Ackerland und je sechs Morgen Wiesen und Weide aufgeteilt war.

Auch die materiellen Hinterlassenschaften der Familie Wagner, Kleidung, Einrichtungsgegenstände, Bettwäsche und dergleichen, deuten auf eine stabile Wirtschaftsführung, aber nicht auf einen außergewöhnlichen Besitz hin. Das allerdings lässt sich vereinbaren mit dem Bild der arbeitsamen, eher konsumfeindlichen Mennoniten, das u.a. auch Dohm in seinem Artikel von 1778 entwirft und mit zur Ursache für ihren wirtschaftlichen Erfolg erklärt: „Ihre simple häusliche Lebensart, ihre Entfernung von allem Luxus macht, daß sie weit mehr Vermögen samlen und also auf den Ackerbau mehr verwenden können, als andre Bauern.“

Einer schnellen Übernahme standen allerdings auch einige Hindernisse entgegen: kollektive Zwänge wie etwa die Brachbeweidung oder Flurenwirtschaft, die starke Parzellierung, aber auch die Scheu vor dem mit Experimenten verbundenen Risiko, das durchaus auch Ernteausfall bedeuten konnte, und das Fehlen des für die Neuerungen notwendigen Kapitals (Scheunen-, Stallbau, Zukauf von Vieh). Gerade in der rechtsrheinischen Pfalz stellte das herrschaftliche Schafweidrecht ein schwerwiegendes Hindernis bei der Abschaffung der Brache dar, das oft nur überwunden werden konnte, indem die Gemeinden die Schäffereirechte selbst pachteten und die Beweidung in der Folge einstellten, so etwa geschehen in Käfertal 1792 oder in Wiesloch im Jahr 1800.¹⁴ Die Erfolge der Agrarpioniere scheinen dann aber doch überzeugt zu

14 Die Stadt- und Landkreise Heidelberg und Mannheim. Band 2: Die Stadt Heidelberg und die Gemeinden des Landkreises Heidelberg, Karlsruhe 1968, S. 1022; Die Stadt- und Landkreise Heidelberg und Mannheim, Band 3: Die Stadt Mannheim und die Gemeinden des Landkreises Mannheim, Karlsruhe 1970, S. 144.

haben. Spätestens in den 1790er Jahren orientierten sich etliche Bauern an der neuen Praxis des Landbaus.

Wandel der Landwirtschaft um 1800

In den Jahrzehnten um 1800 erfuhr die rheinhessisch-pfälzische Landwirtschaft einen grundlegenden Wandel, der sich deutlich in allen erhaltenen statistischen Daten niederschlägt.¹⁵ Die Abschaffung der alten Agrarverfassung in der Zeit der Zugehörigkeit zum französischen Staat, ein neues, für bäuerliche Initiativen deutlich besseres Abgabensystem und die für bäuerliche Investitionen positive Entwicklung des Bodenmarktes schufen im Linksrheinischen zweifellos günstige Rahmenbedingungen für den Modernisierungsprozess der Landwirtschaft. Begonnen hatte er aber bereits vorher. Vor allem die Angehörigen der bäuerlichen Oberschicht in den Dörfern nahmen an diesem Intensivierungsprozess teil. Sie sind nach den mennonitischen Beständern in den Gemeinden als die ersten zu ermitteln, die die neuen Methoden mit Erfolg praktizierten. Die mittel- und kleinbäuerlichen Familien konnten die Entwicklungen nicht im gleichen Tempo nachvollziehen. Hier ist aber nicht der von den Volksaufklärern oft beklagte „alte Schlandrian“ als Hinderungsgrund zu werten, sondern ein durchaus rationales Wirtschaften zu beobachten, das dem Auskommen einen größeren Stellenwert als dem marktorientierten Gewinnstreben einräumte.

Die Erfolge der Modernisierung sind deutlich zu erkennen. Der Anteil des Weizens im Getreidesortiment stieg von nur wenigen Prozent vor der Modernisierungsphase bis zu einem Viertel im frühen 19. Jahrhundert. Der im Vergleich zu Roggen riskantere Anbau des Weizens deutet auf verbesserte Düngemöglichkeiten, vor allem aber auf eine stärkere Marktorientierung angesichts der höheren Gewinnmöglichkeiten hin. Der Ernteertrag konnte innerhalb einer Generation um das Zwei- bis Dreifache gesteigert werden. In den frühen 1820er Jahren wurde beim Roggenanbau ein durchschnittlicher Hektarertrag von 25 hl erreicht, der bis in das späte 19. Jahrhundert Bestand hatte. Gleichzeitig näherten sich die Gemeinden mit vorher schlechten Ernteerträgen an die guten Gemarkungen an. Auch das verweist auf gute Düngepraxis. Der Kartoffelanbau stieg auf 10-20 % der Gemarkungsfläche an, wobei in einzelnen Gemeinden, etwa im mennonitischen Ibersheim, ein noch höherer Flächenanteil von bis zu 30 % beobachtet werden kann. Hier ist von einer intensiven Viehmast und Branntweinbrennerei mit ihren für die

15 Zum Folgenden: Mahlerwein: Herren (wie Anm. 7), S. 153-262.

Viehhaltung und Düngerproduktion günstigen Folgen auszugehen. In ebenfalls beträchtlichem Ausmaß wurde Raps angebaut, der die höchsten Gewinnspannen erzielte. Mit der Integration von ein bis vier aufeinanderfolgenden Kleejahren in den Fruchtwechsel konnten langjährige Wechsellsysteme praktiziert, die Brache weitgehend zurückgedrängt und über das vermehrte Futterangebot die Stallhaltung ermöglicht und die Düngerzufuhr erheblich verbessert werden. Dementsprechend vergrößerte sich der Viehbestand um bis zu 80 %.

Diese von mir an rheinhessischen Beispielen gewonnenen Erkenntnisse lassen sich in Landgemeinden der badischen Rheinpfalz zwischen 1720 und 1850 bestätigen. Auch hier ist – unter anderen agrarpolitischen Vorzeichen – die auch im europäischen Vergleich völlig einzigartige Steigerung der Erntemengen um das Doppelte bis Dreifache zu verzeichnen. Ähnlich wie in Rheinhessen ist auch hier ein Rückzug der Unterschicht aus der Getreideproduktion zu vermuten, der in der rechtsrheinischen Pfalz aber einen anderen Hintergrund hat, nämlich den Anbau von so genannten Handelspflanzen wie Tabak.¹⁶

Das führt zur Frage nach der sozial unterschiedlichen Teilnahme am Intensivierungsprozess. Die Erfolge kamen nur einem Teil der ländlichen Bevölkerung direkt zugute. Angesichts des starken Bevölkerungswachstums und der fortschreitenden Parzellierung sank im Linksrheinischen der prozentuale Anteil der vollbäuerlichen Familien weiter, obgleich in absoluten Zahlen nun mehr Familien als vorher von der Landwirtschaft leben konnten. Im rheinhessischen Alsheim etwa stieg die landlose oder landarme Unterschicht von 60 % im Jahr 1767 auf fast 70 % im Jahr 1817. 1834 bewirtschafteten dort 20 Haushalte mehr als 12,5 ha, sie sind als bäuerliche Oberschicht anzusehen, die Gruppe der Familien mit Flächen zwischen 2,5 und 12,5 Hektar als Mittelschicht. Innerhalb der Oberschicht kann noch weiter differenziert werden, sechs Familien verfügten über Güter von 100–150 Morgen und zwei Familien über 150–200 Morgen. Unter den Inhabern dieser weit über dem Besitzdurchschnitt liegenden Betriebe werden die Vertreter ihres Berufsstandes zu suchen sein, die die neuen landwirtschaftlichen Methoden am nachhaltigsten in ihre Praxis einbringen konnten. Nur sie verfügten über das für die Umstellung erforderliche Kapital, das für Neubau von Ställen, Scheunen, Brennereien und Essigsiedereien aufgebracht wer-

16 Niels Grüne: Dorfgesellschaft – Konflikterfahrung – Partizipationskultur. Sozialer Wandel und politische Kommunikation in Landgemeinden der badischen Rheinpfalz (1720–1850), Stuttgart 2011, S. 132–149.

den musste. Die Exponenten der neuen Agrarwirtschaft bezeichneten sich selbst als „rationelle Landwirte“, aufgrund ihrer Betriebsgröße wurden sie seit dem frühen 19. Jahrhundert als „Gutsbesitzer“ von anderen Bauern unterschieden.

Die Familien am anderen Ende der sozialen Leiter, die unterbäuerlichen Schichten, deren geringfügiger Landbesitz für eine eigenständige Versorgung nicht ausreichte, mussten ihr Auskommen neben der Tagelohnarbeit oder gewerblicher Tätigkeit in den eher „armen“ Handwerken (Weber, Schneider, Schuhmacher) aus subsistenzorientierter landwirtschaftlicher Beschäftigung sicherstellen. Zu denken ist an Schweine-, Ziegen- und Kleinviehhaltung und im Bereich des Ackerbaus insbesondere an den Kartoffelanbau, der mit intensiverem Arbeitseinsatz auf deutlich kleineren Flächen als beim Getreidebau stärker zur Selbstversorgung beitragen konnte. Während die Verteilung der Allmende hier häufig im Interesse oder sogar auf Ansinnen der unter- und kleinbäuerlichen Gruppen geschah, zeigen sich doch in der Anbaupraxis deutliche Unterschiede. Nutzten die linksrheinischen Pfälzer diese Flächen, die v.a. in den grünlandreichen Rheinauegemeinden noch in bedeutendem Ausmaß zur Verfügung standen, zur Selbstversorgung, setzte sich in der rechtsrheinischen Pfalz schon früh eine „kommerzialiserte Subsistenzwirtschaft“ durch, indem Klein- und Kleinstbesitzer die Hälfte bis ein Drittel ihrer geringen Anbauflächen zum Anbau von Tabak verwendeten. Angesichts weit höherer Tabak- als Getreidepreise rentierte sich der Tabakanbau für Kleinbauern, die angesichts freier Arbeitskraftkapazitäten den hohen Arbeitsaufwand in Kauf nehmen konnten und selbst bei niedrigen Tabakpreisen anders als ihre auf zusätzliche Arbeitskraft angewiesenen Kollegen mit größerem Landbesitz profitabel wirtschaften konnten. Vor allem dieser Sonderkultur ist daher zuzuschreiben, dass die Brache, die in Rheinhessen bis in die 1860er Jahre auf im nationalen Vergleich niedrige 7,3 % der Nutzflächen zurückgedrängt worden war und um 1880 im gesamten Großherzogtum Baden noch 4,6 % einnahm, in der Badischen Pfalz mit 0,1 % so gut wie vollständig verschwunden war.¹⁷

Die erste Phase der neuzeitlichen Agrarintensivierung, in der – in den Worten des Schweizer Agrar- und Umwelthistorikers Christian Pfister – „die Energieflüsse und Stoffkreisläufe erweitert“¹⁸ und die Ertragssteigerungen vor allem über die Steigerung des Arbeitsaufwandes ermög-

17 Grüne (wie Anm. 16): 132, Buchenberger: 239.

18 Ulrich Pfister: Im Strom der Modernisierung: Bevölkerung, Wirtschaft und Umwelt im Kanton Bern, 1700-1914, Bern 1995, 176 f.

licht wurden, haben die pfälzischen Regionen sozusagen „mit Bravour“ bewältigt. Das zeigen die euphorischen Bemerkungen von Schwerz, der etwa die Gegend zwischen Heidelberg und Mannheim als eine der „bestkultivirtesten, die das Auge sehen mag“ oder die Rheinebene bei Guntersblum als „glückliches Edenthal“ charakterisierte¹⁹, oder eben die von Alexander von Lengerke.

Die durch die Realernteilung geprägten Besitzverhältnisse und eine dementsprechend sehr ausdifferenzierte Besitzgrößenstruktur scheinen in dieser Phase eher von Vorteil gewesen zu sein. Noch 1883 wird in einem Vergleich der regionalen Landwirtschaftstypen die „bayerische Rheinpfalz“ mit ihrer überwiegend durch Kleinbesitz geprägten Agrarwirtschaft als sehr effizient angesehen, da die kleinen Betriebe eine „ausgiebigere Verwertung der Familienarbeitskräfte“ ermöglicht hatten, was zu einer höheren Ertragsfähigkeit führte. Vor allem in der Vorderpfalz könnten mittlere und kleinere Besitzer viele Produkte, insbesondere Handelsgewächse, rentabler anbauen als die größeren, die auf fremde Arbeitskräfte angewiesen waren. Insgesamt sei die Existenz der Kleinbetriebe trotz der Nachteile starker Zersplitterung vorteilhaft gewesen, sie habe auch ein Streben nach besserer Bildung und einen gesteigerten Erwerbstrieb zur Folge gehabt. Einer staatlich organisierten Zusammenlegung von Grundstücken standen die Pfälzer daher skeptisch gegenüber.

Weitere Modernisierungen

In der – nochmals in den Worten Pfisters – folgenden „mechanischen“ und „industriellen Sequenz“ der Agrarmodernisierung, in der von außen in die Betriebskreisläufe eingreifende Inputs für die Erhöhung der Erträge notwendig wurden, also eine auf fossilen Brennstoffen basierende Mechanisierung und Motorisierung und eine auf Entwicklungen der chemischen Forschung und Industrie angewiesene Düngung und Schädlingsbekämpfung zunehmend die landwirtschaftliche Praxis bestimmten, ist der Faktor Kapital für die Übernahme neuer Verfahren von deutlich höherer Bedeutung. Hier könnte sich die geringe Durchschnittsbetriebsgröße negativ auswirken. Tatsächlich vermerkt ein Bericht über die Land- und Forstwirtschaft im Großherzogtum Baden aus dem Jahr 1860, dass selbst größere Güter in Baden nicht die Ausdehnung hatten, die einen sinnvollen Einsatz von die Handarbeit ersetzenden „Apparaten“ rechtfertigten. „Der kleinere Landwirth“ sei ohnehin vorsichtig in der Anwendung von Neuerungen und müsse sich erst von den Vorteilen des „Besseren“ über-

19 Schwerz: (wie Anm. 2) 55, 265.

zeugen. Dennoch seien Verbesserungen in den notwendigen und hergebrachten Arbeitsgeräten durchaus verbreitet. Allerdings erwähnt der Autor auch die „rasche Verbreitung“ von Dreschmaschinen in den dem Berichtsjahr vorausgehenden vier Jahren. Von 80 Maschinen waren aber nur zwei mit Dampfkraft, die anderen von Pferden angetrieben worden.²⁰

Zur Geschichte des Düngers fehlen verlässliche Zahlen. Bereits 1821 propagierte der Landwirtschaftliche Verein Düngung mit Knochenmehl und vermittelte 1853 den Bezug von Guanodünger.²¹ Der Ankauf von betriebsfremdem Dünger war grundsätzlich nicht neu für die badischen Bauern. So konnte der hohe Stickstoffbedarf der Sonderkulturen in der Nähe der Städte nur durch den Zukauf von städtischen Fäkalien gedeckt werden.²² Eine schnellere Akzeptanz der künstlichen Dünger ist daher auch bei Kleinbetrieben, die ja gerade durch den Anbau von Handelspflanzen gekennzeichnet waren, anzunehmen. Ein ähnliches Verhalten ist auch im rheinhessischen Alsheim festzustellen, wo bereits 1860 10 % der gedüngten Felder mit Kunstdünger versehen waren.²³ Allerdings scheint Misstrauen der Bauern gegen die neuen Maßnahmen, bei denen sie sich – und das ist mit Hinblick auf die auf Erfahrungswissen basierende Produktionsweise tatsächlich eine grundlegende Neuerung – auf wissenschaftliche Expertise verlassen mussten, durchaus angebracht gewesen zu sein. So forderte der landwirtschaftliche Verein 1865 die Düngerproduzenten auf, ihre Produkte prüfen und die Analysen im Landwirtschaftlichen Wochenblatt veröffentlichen zu lassen, um dem „Düngerschwindel“ vorzubeugen und Vertrauen bei den Bauern herzustellen.²⁴ Als Indiz für einen steigenden Einsatz künstlichen Düngers kann die Entwicklung des Viehbestandes dienen. Vor allem Rindvieh wurde in erster Linie gehalten, um den Ackerbau mit Dünger zu versorgen und nur in zweiter Linie wegen der Produkte Milch und Fleisch. Die deutliche Steigerung des Rindviehbestandes zwischen dem späten 18. Jahrhundert und den 1860er Jahren erklärt sich aus den dargelegten Methoden, über eine Vermehrung des tierischen Düngers die Ertragsfähigkeit des Bodens zu erhöhen. Als Beispiel: Seckenheim vergrößerte seinen Bestand von 1777 bis 1861

20 Festschrift für die Mitglieder der XXI. Versammlung deutscher Forst- und Landwirthe. Beiträge zur Kenntniß der Land- und Forstwirthschaft im Großherzogthum Baden, Heidelberg 1860, 143.

21 Victor Funk: Das landwirthschaftliche Vereinswesen in Baden, Karlsruhe 1869, 15, 50.

22 Grüne (wie Anm. 16): 132.

23 Gunter Mahlerwein: Alsheim-HALASEMIA, Geschichte eines rheinhessischen Dorfes, Band 2: Von der französischen Revolution bis heute, Alsheim 2004, 56 f.

24 Funk (wie Anm. 21): 86.

von 399 auf 830 Tiere, Käfertal sogar von 130 auf 761, in Wiesloch sind nur die Zahlen von 1808 überliefert: den bereits großen Bestand von 475 konnte man bis 1861 auf 713 steigern. Bis 1887 nahm der Rinderbestand ab, in Wiesloch etwa um ein Fünftel: 1925 wurden nur noch 363 Rinder in der Gemeinde gezählt.²⁵ Das ist sicher auch mit dem gleichzeitigen Ansteigen der Ziegenbestände zu erklären. Als „Kuh des kleinen Mannes“ wurde die Ziege gerade von Arbeiter- und Nebenerwerbsbauern anstelle von Rindvieh gehalten. Eine wesentliche Rolle bei der Entwicklung dieser Bestandszahlen dürfte aber auch gespielt haben, dass der hohe Arbeitsaufwand für die Beschaffung und Verarbeitung organischen Düngers über die Rindviehzucht die mit dem künstlichen Dünger verbundenen Kosten und die der Betriebsrechnung dann nicht mehr zugute kommenden Erlöse aus der Nutzung der gemästeten Tiere aufgewogen haben, also somit stark sinkende Rindviehzahlen auf verstärkte künstliche Düngung hinweisen.

Während die Anwendung von Maschinen wegen der Kleinteiligkeit der Parzellen und mangelnden Kapitals nur schleppend auf Akzeptanz stieß, scheint sich die künstliche Düngung, deren Kosten eben auch exakt an die Betriebsgröße angepasst werden konnten, deutlich schneller durchgesetzt zu haben. Gerade die Tatsache, dass viele der Kleinst- und Kleinbauern Sonderkulturen für den Markt produzierten, also auch über Investitionsmittel verfügten, dürfte die Entscheidung, hierfür Kapital aufzuwenden, erleichtert haben. Dass die Ernteerträge um die Jahrhundertwende deutlich anzogen, dürfte an der Verwendung des chemischen Düngers gelegen haben, sicher nur in geringem Maß an der Mechanisierung. Scheint die Kleinteiligkeit der pfälzischen Landwirtschaft in der ersten Phase der erfolgreichen Agrarintensivierung nicht im Weg gestanden zu haben, so verlor sie zumindest in der Getreide- und Kartoffelproduktion an Wettbewerbsvorteilen gegenüber Agrarregionen mit Produktion auf Großflächen ehemals schlechterer Bodenqualität, die durch Meliorationen und v. a. durch künstliche Düngung erheblich verbessert wurde, und deren Vorteil auf lange Sicht in der maschinengerechteren Bearbeitung lag.

Gunter Mahlerwein arbeitete viele Jahre als selbstständiger Musiklehrer und freiberuflicher Historiker, seit 2011 ist er Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität des Saarlandes.

Der Aufsatz geht auf einen Vortrag zurück, den der Autor am 18. Oktober 2017 in Schifferstadt gehalten hat.

25 Die Stadt- und Landkreise Heidelberg und Mannheim, Band 3: Die Stadt Mannheim und die Gemeinden des Landkreises Mannheim, Karlsruhe 1970, 144, 185.